

(Nachdruck verboten.)

14) Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Im Konzert saß er dicht neben Klara, und die feine Strategie der Geheimrätin richtete es so ein, daß sie mit Hedwig viele Fragen zu verhandeln hatte, die lediglich diese betrafen. So wurde ihr rechter Flügel „Klara“ frei, und das künftige Liebespaar durfte sich ungestört unterhalten. Es war zwischen den beiden von allem möglichen die Rede, von Musik, von Darwin, von dem General, von ihnen selbst. Eine merkwürdige Beklemmung kam dabei allmählich über Klara. Sie fühlte immer deutlicher, daß der hübsche und feine Fremde sich ihr nähern wollte, aber was und wie er sprach, war mindestens so bizarr, daß ihr oft bei seinen ungeschickten Antworten die heiße Röthe aufstammte. Sie zitterte für ihn und sah angstvoll, wie ihr Traumbild in Stücke ging.

Aber da hatte er plötzlich an der Ecke unter dem Tische ihre Hand gefaßt und gab dieselbe nicht mehr frei. Sie wollte die Hand zurückziehen, aber sie fand nicht die Kraft dazu. Und nun strömte es wie ein Fluidum auf sie ein, daß der Saal und die Menschen und die Reden ineinander verschwammen und daß sie immer nur fühlte, wie seine Hand die ihrige hielt und leise presste.

Sie hörte auf, kritisch zu unterscheiden, was und wie er sprach, sie hörte ihn irgend etwas Gleichgiltiges sagen und erzählen, und ein seliges Glück zog in ihr armes Herz. Ein schöner jugendlicher Mann, der sich zu ihr neigte, nur zu ihr, und dessen ehrlicher Blick ihr deutlich sagte, was er für sie fühlte.

Daß der mütterliche Feldherr trotz der scheinbar eifrigen Gespräche mit Hedwig den Fortgang des Gesichts genau überschaute, bedarf kaum der Erwähnung. Die Geheimrätin war verblüfft, einen so schnellen Sieg hatte sie nicht erwartet. Aber die Leichtigkeit des Erfolges gab ihr endlich die klare Besinnung zurück, und es galt jetzt nicht mehr die Frage, ob man überhaupt einen Sieg davongetragen habe, sondern über wen.

Sie kam mithin aus der Reserve hervor und unterbrach die Schlacht durch einige zunächst gleichgiltige Bemerkungen. Klara's Hand wurde frei, und der wunderbare märchenhafte Raub dieser ersten Liebestunde war zu Ende. Noch war ja kein Wort von irgend welcher Bedeutung gefallen, und nur leere inhaltslose Reden ohne rechten Sinn und Zusammenhang waren gewechselt. Aber ihre Hand hatte fest in der seinigen geruht und ein Traum war über ihr Herz gegangen, wie ihn glücklicher keine Frühlingssliebe im blühenden Garten zur Maienzeit träumt.

Sie erwachte auch jetzt noch nicht zur vollen Wirklichkeit. Ihre Blicke hingen an ihm wie gebannt, und wenn er aus dem Gespräch mit der Geheimrätin heraus sie bisweilen rasch anfas, so brauchte er ihre Augen nicht erst zu suchen.

Für den guten Schani, recte Richard, begann jetzt eine schlimme Stunde, die ihn, wie leider viele Leute in ähnlicher Lage, in einen Abgrund von Lügen verstrickte. In diesem Augenblick hätte er das Blaue vom Himmel herunter gelogen, denn er war oder glaubte sich verliebt wie nie. Er konnte Dutzende her erzählen, die sich in seine noble Schönheit verguckt und mit denen er geliebt hatte, aber das waren lustige Mädchen gewesen, die sich ihr Herz nicht brechen lassen und mit zwei Thränen und einem ärgerlichen Wort ihre Liebe zu Grabe tragen. Hier, das fühlte er, stand er vor der ersten großen Leidenschaft, die einen Raub von Ehrgeiz, Zukunfts träumen und wirklicher Neigung in ihm wachgerufen hatte. Sie war gewiß nicht schön, die arme Klara mit ihren blaffen, etwas schlaff gewordenen Zügen, in ihrem Liebesglück jedoch schien sie eine andere geworden zu sein. Ihre Augen leuchteten, ein rosiger Schimmer, wie einst, breitete sich über ihre Wangen, und mit der leisen klingenden Stimme und dem Reichtum ihres Kleides konnte sie ihres Sieges über den eiteln, immer aufwärts strebenden Mann sicher sein. Alles an ihr bezauberte ihn. Ihr Stand, ihre Kleidung, die schlanke Gestalt und die schmale Hand, sogar das blasse, etwas gealterte Gesicht, das ihm tausendmal anziehender erschien, tausendmal vornehmer und begehrenswerther, als die rothbäckige Gesundheit seiner früheren Bekanntschaften.

Die Geheimrätin begann also mit dem bescheidenen Wunsch, den Namen eines so liebenswürdigen Mannes kennen zu lernen, und nachdem dieser Wunsch erfüllt war — „Richard Kreiser“, das klang ja ganz hübsch —, bekundete sie eine lebhafteste Neugier, auch über den Beruf seines Trägers etwas Näheres zu erfahren.

Die Antwort kam etwas verlegen, etwas stotternd. „Augenblicklich, — oder vielmehr seit einigen Tagen — eigentlich habe ich jetzt gar keinen Beruf.“

Das war die erste Unwahrheit, und mit gerunzelter Stirn und wesentlich strenger fragte die Geheimrätin weiter: „Und sonst?“

„Sonst — e — Kaufmann — jawohl, Kaufmann.“ Das war die zweite Unwahrheit, und sie mußte der besorgten Mutter um so unerfreulicher sein, als der Begriff „Kaufmann“ eine Dehnbarkeit in sich schließt, die eine berechtigteste Neugierde verstümmen muß.

„Kaufmann — ah! Bankier?“ Vor den grauen, forschenden Augen der Geheimrätin begann sich jetzt in Richard's Kopf alles zu drehen; er sah die Partie schon halb für verloren an und fügte mit einem: „Jawohl, Bankier“ die dritte und verhängnisvollste Lüge hinzu.

Zunächst erwies sich das allerdings zu seinem Vortheil. Wahrhaftig, die Frau Geheimrätin hatte das geahnt: Bankier! Ein ausgezeichnete Beruf, bei dem man die Hundertmarkscheine und Goldbreiten auf den Kaffeetisch wirft, als ob es Papierlappen und Kieselsteine seien! Ein hervorragender Beruf, dem die reichsten Gentlemen der Erde angehören, Leute wie Rothschild, Bleichröder &c. Ja, sie hätte darauf gewettet, daß Herr Kreiser Bankier sei.

„Ist der Herr Papa auch Bankier?“ „Nein, Künstler,“ — eine Antwort, die in Hinsicht auf das frühere photographische Atelier des Herrn Kreiser senior leidlich der Wahrheit entsprach.

„Künstler!“ Die Geheimrätin verdrehte beide Augen und der armen Klara begann eine wunderbare Perspektive von Malerateliers, Bankiersälen &c. aufzutauchen. Die Sache machte solchen Effekt, daß die gute Hedwig auf der Schwester Glück ein wenig eifersüchtig zu werden begann.

So reichte sich unter dem Inquisitorium der künftigen Schwiegermutter an das Lügengewebe des momentan wirklich bedauernswerthen Schani Masche um Masche. Er bekam eine förmliche Leichtigkeit in der Erfindung, kannte persönlich alle großen Bankiers und Künstler — was ja zum theil richtig war, da das Café Royal vielerlei Leute als Gäste sieht — und war alles in allem die beste Partie, die ein alternbes Mädchen sich wünschen konnte. Nur als die Frage auf seine Finanzen kam, war er leidlich ehrlich, denn er sagte sich mit Recht, daß keiner Lüge spätere Entdeckung so fürchterliche Folgen haben würde als die der Vorpiegelung falscher Reichtümer.

Er war nicht reich, nein, aber er hoffte es noch einmal zu werden, ganz gewiß. Er wurde förmlich begeistert, als er den Traum seines Lebens entwickelte, von dem der einstige kleine Kellnerlehrling wahrhaftig schon einen guten Theil zur Wirklichkeit gemacht halte. Er sprach natürlich nicht von den Details, aber es lag in seiner zuversichtlichen Redseligkeit, die jetzt nicht mehr stockte, so viel Ueberzeugendes, daß die drei Damen hingerissen wurden.

„Mit eigener Kraft will ich das Höchste erreichen,“ so schloß er seine pathetische aber ehrliche Rede, und als die Geheimrätin, die jetzt fast Thränen in den Augen hatte, ihm mit einem „das soll unser aller Hoffnung sein, mein lieber Herr Kreiser,“ die Hand reichte, da waren die vier in großer Rührung befangen, und rings in den Tabakswolken des Konzertsalles flirrte und flimmerte um Klara das Glück.

Man brach nun auf. Herr Kreiser bezahlte, und niemand wehrte es ihm heute. Die Geheimrätin und Hedwig gingen durch den Saal voran, er folgte mit Klara. In dieser Reihenfolge ging es auch weiter, draußen durch den Garten, dann an dem dunklen Kanalufer entlang, als ob sich das jetzt ganz von selbst so gehöre.

In der kalten Abendluft war Richard für eine kurze Zeit das Bewußtsein dieser Lügentomödie gekommen. Ein Sprung in das Gebüsch zur Seite, irgend eine Ansrede, dann ein Nie-

wiedertreten, und alles war im alten Geleise. Noch hatte er sich ja zu nichts verpflichtet, aber das Mädchen da neben ihm, das fühlte er, würde den Schlag nicht verwinden oder nur sehr schwer, sehr schwer. Nun sprach sie mit ihrer leisen, klingenden Stimme und alle diese Gedanken schwanden. Er suchte ihre Hand, und sie gab sie ihm willig. Die andern beiden gingen ein Duzend Schritte oder mehr vor ihnen, und in dem Dunkel der Bäume waren sie da vorn nur wie Schatten zu sehen.

Er legte den Arm um sie und zog sie nahe an sich. Ein Zittern lief über sie hin, dann küßte er sie. Nun lag sie in seinen Armen.

Von Westen kam der Frühlingswind und strich über die trägen Wasser des Kanals.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Goldfelder von Klondike

schreibt Dr. Emil Decker in der „Geographischen Zeitschrift“ (Leipzig, W. G. Teubner) unter andern folgendes:

Den ersten Nachrichten von den aufgefundenen reichen Feldern, die Anfang April v. J. nach Seattle und San Francisco gelangten, misstraute man. Waren doch die Erfahrungen, die man in den Jahren 1895 und 1896 an dem viel gepriesenen Cool Zuleet Alaska's gemacht hatte, überaus traurig gewesen. Als aber im Juli die Mastadampfer eine ansehnliche Zahl Goldsucher in Seattle landeten, von denen manche an die 100 000 Dollars in Körnern und Klumpen des edlen Metalles aus der fraglichen Gegend heimbrachten, da brach der Damm, der die Fluth zurückgehalten hatte, und Tausende machten sich aus den verschiedenen Theilen des Unionsgebietes auf, um sich auf dem nächsten Wege so eilig als möglich nach dem neuen Eldorado zu begeben und an der zu erwartenden reichen Ernte theilzunehmen.

Der Klondike-Distrikt liegt 5 bis 10 Minuten nördlich vom 64. Grade n. Br., also nicht weiter polwärts als das norwegische Ramsos oder das russische Archangel'sk, und ist nach einem daselbst fließenden Nebenstrom des Yukon benannt, der auf den älteren Karten den Namen Kennthierfluß führt — wie es scheint durch Mißdeutung eines Indianerwortes, da es Kennthiere in der Gegend nicht giebt, wohl aber ziemlich viele Lachse (indianisch throdec, wovon angeblich Throndike). In dem Schotter eines kleinen Nebenflusses des Klondike, dem sogenannten Bonanza Creek, machte ein Mann namens C. S. Gormack im August des Jahres 1896 den ersten Goldfund, im Werthe von gegen 1 1/2 tausend Dollars. Andere aber, die der Entdeckung Gormack's alsbald nachgingen, erzielten in den Seitenschuchten dieses Creeks durch die oberflächlichste Wäsche erheblich größere Ausbeuten.

In bequemster Weise erreichbar ist das neue Goldland vermittlest eines Yukon-Dampfers, wie sie zwischen St. Michael, vor der Mündung des großen Stromes, und Dawson City, unmittelbar an der Stelle, wo sich der Klondike in ihn ergießt, im Anschluß an die Seedampfer von Seattle und San Francisco aus regelmäßig verkehren. Der Weg von St. Michael nach Dawson City hat aber eine Länge von 1760 englischen Meilen und kann von den betreffenden Flußdampfern auf der Bergfahrt für die Regel nur in 35–40 Tagen zurückgelegt werden, wozu von Seattle und San Francisco aus noch eine gegen 3000 Meilen weite Seereise kommt; und die Schiffsfahrtsperiode auf dem Yukon ist sehr kurz, da von Mitte Oktober bis Mitte oder Ende Juni theils der Eisgang, theils eine feste Eisdecke den Verkehr unmöglich macht. Im günstigsten Falle können die Goldsucher ihr Reiseziel auf diesem Wege also erst um Ende Juli oder Anfang August erreichen, und dies ist für die volle Ausbeutung der Saison zu spät. Der bedeutenden Reisekosten, die daraus erwachsen, würde es also gar nicht bedürfen, um die Klondike-Fahrer von diesem Wege abzuschrecken. Dagegen sind die Yukon-Dampfer von allerhöchster Wichtigkeit für die Versorgung des Klondike-Distrikts mit Provisionen und Ausrüstungsgegenständen jeder Art und ebenso natürlich auch für die Versorgung der sämtlichen Nachbardistrikte.

Ein viel kürzerer und näherer Weg führt dem Lynn Fjord hinauf nach Dyea und dann über den Chilkoot-Paß des alaskischen Küstengebietes nach dem Lewis River, der durch seine Vereinigung mit dem Belly River den Yukon bildet, und der in seinem Oberlauf aus einer Reihe von Seen und Schnellen besteht. Von Dyea bis zur Klondike-Mündung bei Dawson City ist es auf diesem Wege nur 578 Meilen, und nur 24 Meilen von dieser Strecke entfallen auf den Gebirgsübergang zwischen dem Lynn Fjord und dem Lindeman-See, der als ein Quellsee des Lewis River betrachtet werden kann, und 554 Meilen auf die natürliche Wasserstraße, die der Lewis mit seinen Seen herstellt.

Der 1250 Meter hohe Chilkoot-Paß ist jahraus jahrein mit Schnee bedeckt und wird am besten überfliegen, so lange der Schnee nicht bloß auf der Höhe, sondern auch an dem ganzen Auf- und Abstiege hart ist, also zeitig im Frühjahr. Sobald warmes Wetter einsetzt, verwandelt sich die Fußregion des Passes durch die Schneeschmelze und den Regen weithin in einen bösen Morast, durch den es schwer ist, hindurchzukommen. Im Herbst und

Winter aber wüthen schlimme Stürme — die berüchtigten blizzards — in der ganzen Gegend, und wer den Lebensgang und die Reise den Lewis hinab in dieser Zeit unternehmen wollte, der würde dabei sein Leben auf das Spiel setzen. Mit Reit- und Lastthieren ist der Chilkoot-Paß zu keiner Zeit zu begeben, und die gefaminte Ausrüstung, zu der auf diesem Wege auch eine volle Verproviantirung gehört, muß mit Hilfe von indianischen Trägern über den Paß befördert werden.

Da es außerordentlich schwierig ist, die Ausrüstung über den Chilkoot-Paß zu bringen, so ist neuerdings der wenige Meilen weiter östlich gelegene, von der Stagnay-Bucht des Lynn-Fjordes ausgehende White-Paß, der enger, zugleich aber auch 300 Meter niedriger ist, und der mit Reit- und Lastthieren überschritten werden kann, mehr und mehr zur Geltung gekommen, wenn er auch einen Umweg mit sich bringt. Auf dem Tatoon-Late kommt der Paß durch diesen Paß mit dem beschriebenen durch den Chilkoot-Paß zusammen, und eine eigentliche Winterreise zu unternehmen, ist angesichts der Schneestürme in dem Gebirge und angesichts der unpässbaren Stromschnellenstrecken des Lewis auf dem einen Wege so wenig gerathen wie auf dem anderen.

Was die allgemeine Entwicklungsfähigkeit der oberen Yukon-Landschaft angeht, so hat ihr erster Erforscher, G. M. Dawson, von dem der Hauptort des Klondike seinen Namen führt, ihr das Prognostikon gestellt, daß sie sich dereinst derjenigen des nordrussischen Gouvernements Wologda als ebenbürtig herausstellen werde. Dies läßt sich aber sicherlich anfechten. Denn nicht bloß ist die Winterkälte in dem Yukon-Gebiete ungleich härter und anhaltender als in Wologda, sondern die Sommer sind auch durchgängig von einer ausgesprochenen Dürre beherzcht. In Fort Reliance, nahe bei Dawson City, sind nach den Zusammenstellungen des Washingtoner Wetterbureaus Kältegrade von 62,2 Grad Celsius unter Null beobachtet worden, und die mittlere Jannartemperatur beträgt daselbst 33,7 Grad unter Null, die mittlere Februar-temperatur aber 28,7 Grad unter Null — Wintertemperatur-Verhältnisse, die denjenigen von Ostibirien offenbar viel näher stehen als denjenigen von Nordrussland —, und dem Juli und August sind in der ganzen Gegend seltene Regenschauer von geringer Ausgiebigkeit und öftere Nebeldunsttage charakteristisch, die nicht im Stande sind, den Boden genügend zu durchfeuchten und zu befruchten. Aus der Thatfache, daß bei Fort Cuahy, etwa 60 Meilen weiter abwärts am Yukon, gelegentlich Weizenähren zu voller Reife gekommen sind, läßt sich also weder folgern, daß das Land zum Anbau dieser Feldfrucht geeignet sei, noch daß in ihm Getreide, Hafer, Kartoffeln, Rüben oder dergleichen wohl gedeihen werden. Selbst die Viehzucht, einschließlich der in Alaska versuchsweise eingeführten Kennthierzucht, dürfte in den klimatischen Verhältnissen auf große und zum theil unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, wie ja auch der Wildstand der Gegend außerordentlich dürftig ist. Und die forstlichen Hilfsquellen werden zwar einem mäßigen lokalen Bedarfe genügen, nicht aber die Grundlage abgeben für irgend welche höher entwickelte Industrie oder irgend welchen namhaften Exporthandel — gleichfalls im entschiedenen Gegensatz zu der in Vergleich gezogenen nordrussischen Landschaft.

Der Kulturwerth, den die Yukon-Landschaft haben wird, wird also unserer Meinung nach für alle Zeiten so gut wie ausschließlich in ihrer Ausstattung mit Mineralschätzen beruhen. In dieser Beziehung liegt nun der Reichtum ihrer Goldseifen durch die neuerlichen Entdeckungen klar vor Augen, und es scheint auch nicht sehr zweifelhaft, daß sich dieselben über einen beträchtlichen Theil des Gebietes verbreiten. Bei der Leidenschaftlichkeit, mit der Goldseifen angegriffen und abgebaut zu werden pflegen, erschöpfen sie sich aber meist schon nach wenigen Jahren — man pflegt im nord-amerikanischen Westen zu sagen, daß eine Goldwäsche nur drei Jahre lebt —, und wenn die bergbaulichen Möglichkeiten, welche die Gegend bietet, einzig und allein in diesen jungen Ablagerungen beständen, so würde ihre wirthschaftliche Blüthe und Bedeutung vielleicht sehr ephemere sein, kostspielige größere Verkehrsanlagen nach ihr hin vor allen Dingen kaum lohnen. Sollten dagegen neben den Seifen reiche und abbauwürdige Goldquarzgänge im festen Gestein vorhanden sein, sowie mit diesen vergesellschaftete Erzgänge anderer Art, so wäre dies anders, und mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit läßt sich schon bei unferer gegenwärtigen unvollkommenen Bekanntschaft mit der Yukon-Landschaft annehmen, daß die Verhältnisse in ihr in dieser Beziehung günstig liegen werden. In dem Küstengebiet von Alaska haben die geologischen Untersuchungen, welche G. F. Becker angestellt hat, allerdings ergeben, daß die dortigen Goldvorkommnisse im Quarze sich im allgemeinen auf einzelne kleine Linsen, sogenannte „stringers“ beschränken, und daß ihr systematischer Abbau sich daher nicht sehr lohnen dürfte. Die Goldseifen sind aber in dem Küstengebiet, wie das Beispiel des Cool Zuleet zeigt, ebenfalls wenig ergiebig, und wenn dagegen die Seifen in dem Binnenlande am Yukon einen ähnlich phänomenalen Reichtum belunden, wie seinerzeit in der kalifornischen Sierra Nevada, so liegt die Vermuthung nahe, daß ihnen auch ähnliche reiche Quarzgänge entsprechen werden. Der geologische Aufbau der Gebirgsstetten aus paläozoischen Quarziten und Schiefen auf granitnem Sockel ist jedenfalls im großen Ganzen derselbe wie in Kalifornien, und das Klima, unter dessen Einfluß sich die Erze konzentriert und angehäuft haben, hat seit der Tertiärzeit zu dem kalifornischen auch mancherlei Analogien geboten, wenn es auch jederzeit wesentlich rauhher gewesen sein mag.

Theater.

Der Bergbaubetrieb wird in dem gesammten Yukonia immer mit gewissen großen Schwierigkeiten verbunden sein. Bei dem Abban der Erzgänge im festen Gestein wird dies aber in geringererem Maße der Fall sein als bei dem Seifenabbau, bei dem der zähe Eisboden vielfach erst künstlich aufgethaut werden muß, und bei dem die ganze Arbeit unter freiem Himmel stattzufinden hat. Eine ernstliche Behinderung der Entwicklung der Minen ist also davon nicht zu fürchten.

Was aber die Versorgung der Gegend mit Nahrungsmitteln und anderen Lebensbedürfnissen betrifft, so wird sie voraussichtlich für alle Zeiten von auswärts zu bewerkstelligen sein. In zahlreichen Bergwerksdistrikten des vereinstaatlichen Westens ist dies aber auch nicht anders, und der Zauber des Goldes kann in dieser Beziehung seine Wirkung unmöglich verfehlen. Es werden zuvörderst auf der einen oder anderen von den angegebenen Verkehrsbahnen große Vorräthe aus der Ferne herbeigeschafft werden. Zugleich werden aber auch manche von den näher benachbarten Landschaften, die bis auf den heutigen Tag Wildniß geblieben sind, wenigleich ihre klimatischen Verhältnisse den Ackerbau und die Viehzucht, sowie eine mannigfaltige Industriebätigkeit ermöglichen, von Ausiedlern besetzt und kultivirt werden, und allmählig wird die Zufuhr in der hervorragendsten Weise von ihnen aus erfolgen. Von dem alaskischen Küstenlande mit seinem in ewigem Schnee und Eis starrenden Hochgebirgen und mit seinem übermäßigen Regenreichtume ist in dieser Hinsicht wenig oder nichts zu erwarten, desto mehr aber von Britisch-Columbia und von den Landschaften am oberen Mackenzie und am Peace River, die sätlich den dauernden Hauptgewinn von den Gold-Entdeckungen am Klondike haben dürften.

Kleines Feuilleton.

h. d. Das erwachende Berlin. Hoffende. Die großen Thüren der Bahnhofsvorhalle werden geöffnet. In dem leeren Raum hoct die Stille der Erwartung. Vor den Kassenschaltern sind noch die grünen Gardinen. Nur das elektrische Licht zischt so und zu.

Kleine Lichter kommen schwanfend über den weiten, stillen Platz vor dem Bahnhof: die Schaffner. Sie sind in lange Pelze gehüllt und tragen in der Hand einen Kasten mit Mundvorrath, an dem die Laterne hängt. Ihre Gesichter sind trotz der Kälte bleich; mit umflorten, matten Blide gehen sie durch die Halle, in der ihre schweren Tritte dumpf klappen.

Die ersten Reisenden: Eine Mutter mit ihren beiden Söhnen. Das Gesicht larrt bleich und furchhaft aus der dunklen sauberen Kleidung. Der ältere Sohn redet freundlich besprechend auf seinen jüngeren Bruder ein, der sich vor einem großen Fahrplane aufstellt. Ohne dem Älteren zuzuhören, lant er an der Spitze seiner kurzen Tabakspfeife. Unter seinen grauen Augen liegen grünlich gelbe Schatten, aus denen sich ein blutrüthiger Streif blauröth abhebt. Seine Nase ist breit und pockennarbig. Der breite Mund, in dem er fortwährend seine braune Holzspfeife hält, ist mehr grau als roth. Seine blonden Haare stehen wirr an den Ohren hervor. Breite Schrammen ziehen sich an den Schläfen, auf den Backen und am Kinn entlang. In der schmalen, glatten Hand hält er ein winziges Päckchen in einem rothen Schnupftuch.

Plötzlich nimmt er die Pfeife aus dem Mund und sagt: „Na, es wird schon werden. — Sollst sehen, Mutter! Jetzt wer' ic 'n ganz anderer Mensch!“

„Woll'n 's hoffen! Woll'n 's hoffen!“ weint die Frau und fällt ihm um den Hals.

Am Schalter wird die Gardine zurückgezogen. Der Fahrkartenverkäufer schickt einen gleichgiltigen Blick über die Gruppe hin — das sieht er hier jeden Tag — zehn — nein, hundertmal. Hier endigen soviel heimliche und offene Kämpfe — und viele Hoffnungen erhalten hier den Anfang ihrer Verwirklichung.

Der Ältere löst die Fahrkarte und reicht sie dem Jüngeren. Der läuft rasch Mutter und Bruder und geht leichten Schrittes auf den Bahnsteig. Die anderen bleiben stehen und schauen ihm nach. Sie sehen nicht, daß die Halle sich mit Menschen füllt. Ueber den weiten Platz kommen sie heran: Ein Mädchen mit einem großen Korb, ein Handelsmann mit blauem Leinenkittel, einen Backen in schwarzer Glanzleinwand auf dem Rücken, ein Trupp polnischer Arbeiter, die den Gepäckträger, der sich an der Thür aufgestellt hat, fragend umdrängen. Aus allen Straßen kommen sie einzeln und in Gruppen, die der Miesstadt entrinnen wollen. Das Thor der Bahnhofshalle scheint unerfülllich zu sein. Jetzt fährt die erste Droschke über den Platz. Ein junger, übereleganter Mann steigt heraus. Er trägt eine Decke über dem Arm; der Gepäckträger hebt einige blaue Kofferchen aus der Droschke und trägt sie hinter dem Herrn her — einem Handlungsreisenden.

Inzwischen kommen immer mehr Menschen in die Vorhalle. Am Schalter klappert der Stempelapparat, der die Karte mit dem Datum versieht. Sie giebt das Recht, hinaus zu fahren — aus der dunklen Halle, an den hohen Wohnhäusern und Fabriken vorbei, über weite, flache Felder, vorüber an stillen Dörfern und bunten Städten, immer das Geleis entlang. Und es wird schon werden! — ist der Gedanke aller, die den Vorraum betreten, der ihnen das Fegefeuer ist, hinter dem sie den Himmel erwarten — — —

Neues Theater. Die brünstig-resignirte Stimmung, die in weiten Kreisen Frankreichs herrschte und die zehigen öffentlichen Zustände vorbereiten half, hatte in der gegenwärtigen Literatur Frankreichs ihren besonderen Ausdruck gefunden. Der Kritiker Brunetiere war zum Papst gewallfahrtet und verübete den „Zusammenbruch der Wissenschaft“. Der Neu-Katholizismus erstand, und Originale, wie Sar Paladan tauchten auf, der Mann, der so lange den verzückten Propheten spielte, bis er eine schwer reiche Frau gewann. Die Saat ist in die Halme geschossen. Minister und sozialistische Abgeordnete sprechen von der Verbindung der Klerisei mit dem Säbel, und wie immer in solchen Fällen sind die deutschen Rücksritter sofort sprungbereit. Sie malen das boulangistische Gespenst, noch ehe es Form gewonnen hat, in übertriebender Größe aus und raffeln ihrerseits mit dem Säbel.

Von der bürgerlichen Zerrüttung gab das Pariser Drama keine Kunde. Es war nicht der „abgelürzte Spiegel seiner Zeit“. Man hüpfte über den Ernst der Tage mit mehr oder weniger ziellichen Frivolitäten weg. Man lächelte und lachte so lange, bis die völlige innere Leere des Pariser Theaters aller Welt sichtbar war. Dagegen regiert neuerdings ein neues Künstlergeschlecht, das von den Scandinaviern und Deutschen Anregungen empfing. Man untersucht, man prüft die sozial-ethische Birtlichkeit der Pariser Familie, findet sie angefault und greift zur Satire, die bei den wihigen Franzosen immer gern in Karrikatur übergeht. Zu dem jungen Künstlergeschlecht, das hier erwähnt wird, gehört auch August Germain, dessen Lustspiel mit bitterem Untergrund „Die Familie“ am Dienstag im „Neuen Theater“ angeführt wurde. In Berlin würde man eine feine Familie sagen; der Titel ist ironisch gemeint. Noch sind Stücke dieser Art erst neue Versuche. Sie gehen in Detailschilderungen auf; sie sind Studien; sie haben den Nachtheil, daß ihre Kleinmalerei oft zu umständlich wird, und den Vorzug, daß Einzelzüge ganz scharf beleuchtet, brillant herauskommen. Die Familie ist sozusagen eine Scheinfamilie. Der Vater predigt das Evangelium vom allein seligmachenden Geld, versucht in den Kindern das natürliche Gemüthsleben zu erlöbten und dressirt sie zur Streberei. Außer dem Hause pouffirt er eine Schauspielerin. Die Mutter ist eine passive Dummlingsnatur. Der älteste Sohn ist ein erkalteter Egoist, von heimlichen Leidenschaften zerfressen, was er aber mit fluger Heuchelei zu verbergen weiß; der jüngste, ein Gymnasiast, verachtet bereits alles alberne Wissen; der Sport nur und die edele Vozerei ist sein Ideal und mit den Eltern verkehrt er nur hemdsärmelig; die Tochter, die ebenfalls auf sich selbst angewiesen ist, steht im Begriffe, aus Unbesonnenheit einem lumpenhaften Tenorfänger in die gierigen Hände zu fallen. Nur einer in der ganzen Familie bemüht sich, leidlich gesund zu bleiben. Ihn schildert der Verfasser als den Arbeiter unter den Drohnen, und dieser junge Mann, der zweitälteste Sohn, ist — Börseemann. Ist das Natwetat, ist das bewußt satirische Absicht des Verfassers? Genug, trotzdem der Jüngling auf der Börse gewinnbringende Fischzüge schähen kennt, hat er sich doch noch ein Stück Herz und Ehrlichkeit bewahrt, und damit gewinnt er die reiche Erbin Jane, auf die eigentlich sein älterer Bruder spekulirte. Der würdige Papa, der seinen ältesten Sohn verzärtelt, während er den jüngeren, den Börseemann, aus dem Hause gejagt hat, ist im Nu zur Umkehr seiner Gefühle bereit. Den Sohn mit der reichen Braut umarmt er zärtlich, und dem ältesten, dem „Stolz der Familie“, weist er die Thüre.

Man sieht, die Bewegung liegt nicht in einer reichen Handlung, sondern in der sozialen Schilderung. In Paris hat sie ungewöhnlich gefallen, in Berlin hat sie angeregt und interessiert. Es giebt so viel gemeinlame Verführung!

Das Stück, daß von Max Schönau überseht ist, wurde auch sehr gut inzenirt. Ganz lebendig insbesondere spielte Fr. Bertens die jungenfertige Schauspielerin und Maitresse des edlen Papa's. Frieda Brod und Jarno reichten sich mit ebenso lebensvollen Charakterstudien an. —

Kunst.

— Die Münchener Künstlergenossenschaft hat in einer außerordentlichen Generalversammlung beschlossen, bei der nächsten Ausstellung keine Medaillen mehr zu vertheilen. —

Gesundheitspflege.

k. Soll man beim Essen trinken? Ueber diese Frage verbreitet sich Professor Ewald in der neuesten Nummer der „Zeitschrift für Krankenpflege“. Die vielfach gemachten Einwände, daß durch das Trinken der Magensaft zu sehr verdünnt, der Magen überfüllt werde, daß kalte Getränke den Magen zu sehr abkühlen zc. läßt Professor Ewald ohne weiteres nicht gelten. Im Gegentheil kann man nach Ewald's Ansicht den Satz aufstellen, daß mäßiges Trinken vor oder während des Essens den Appetit anregt, indem es zu einer erhöhten Absonderung des Magensaftes und der für die Verdauung überaus wichtigen Salzsäure führt. Auf dieser Thatsache beruht auch die Schweningen-Kur, die eine Entsetzung dadurch herbeiführt, daß sie die Zufuhr von Getränken und flüssiger Nahrung möglichst einschränkt und dadurch auch die Ektust, den Appetit, vermindert. Aus dem oben angeführten Grunde ist auch das Essen von Suppen als

Einleitung zum Essen empfehlenswerth. Der thatsächliche Nährwerth der meisten Suppen ist dagegen bekanntlich sehr gering. — Selbst gegen übermäßige Zufuhr von Getränken weiß der Magen sich zu schützen, indem er sich derselben schnell entledigt und sie in den Darm befördert. In Fällen wo dem Magen größere Mengen sehr kalter Flüssigkeiten zugeführt werden, wird durch erhöhte Wärmeentwicklung dafür Sorge getragen, daß ein Ausgleich stattfindet. Doch ist dieses letztere noch am gefährlichsten, indem es leicht zu katarrhalischen Erkrankungen des Magens führen kann. Also mäßiges Trinken vor, während oder nach den verschiedensten Mahlzeiten ist durchaus zu empfehlen, natürlich schadet Uebermaß hier wie überall. Wogegen Professor Ewald energisch Einspruch erhebt, daß ist gegen den „Frühschoppen“. Anders liegen freilich die Verhältnisse bei Erkrankungen des Magens, oder solchen Erkrankungen, die auf den Magen zurückwirken. Uebrigens nützt oft eine Anseuchung des Gaumens gegen den Durst, ohne daß diese Personen die Flüssigkeit schlucken. Auch gegen die früher viel gehandhabte Methode, Fieberkranken fast garnichts zu trinken zu geben, wendet sich Professor Ewald. —

Aus der Pflanzenwelt.

1e. Eine neue Abart der *Victoria regia* wurde im vorigen Jahre in den berühmten Botanischen Gärten von Kew bei London gezogen aus Samen, die man aus Philadelphia erhalten hatte. In dem Bulletin dieser Botanischen Gärten wird die Pflanze in ihren abweichenden Eigenschaften beschrieben; sie zeichnet sich danach vor allen anderen Arten der *Victoria regia* aus durch die blaßgrüne Farbe ihrer Blätter, die unten lebhaft roth gefärbt sind, durch den ungeschlagenen Rand derselben, der eine Höhe von 6 bis 8 Zoll erreicht, durch das Fehlen der Dornen auf den Kelchblättern und endlich dadurch, daß die Blüthe sich nicht erst am Abend, sondern am frühen Nachmittag erschließt. Die Pflanze wächst außerordentlich rasch und die Blüthen entwickeln sich freier als bei der gewöhnlichen Art der Pflanze. —

Astronomisches.

t. Ein neuer Meteorenschwarm. Schon am 12. Dezember 1896 wurde an der Sternwarte zu Athen ein reicher Sternschnuppenfall beobachtet, bei dem in einem Zeitraum von drei Stunden 50 große Meteore gezählt wurden, die sämmtlich von dem Sternbilde des Orion ausgingen. Es ist von hohem Interesse, zu erfahren, daß sich diese Himmelserscheinung, wie der athenische Astronom Egnitis der Pariser Akademie der Wissenschaften schreibt, auch im vorigen Dezember mehrere Abende hinter einander wiederholt hat. Der Meteorenschwarm, der diesem Sternschnuppenregen die Entstehung giebt, besitzt also eine regelmäßige jährliche Periode und scheint reich und ausgedehnt zu sein. Die Geschwindigkeit seiner Meteore ist ungeheuer und deren Farbe roth, einige derselben zeigten einen so starken Glanz, daß sie die Helligkeit des benachbarten Sirius, des hellsten Fixsternes des Himmels, erreichten. Diesmal litt die Beobachtung der prächtigen Erscheinung unter dem starken Mondlichte und unklarer Luft. Am 12. Dezember zählte man in drei Stunden etwa zehn Meteore, am 13. in vier Stunden elf, am 14. in drei Stunden nur vier und am 15. Dezember überhaupt keines mehr. Der Ausgangspunkt im Sternbilde des Orion konnte in seiner Lage genau bestimmt werden. Uebrigens wurden zwischen dem 11. und 14. Dezember in Athen auch einige Sternschnuppen aus dem Sternbilde der Zwillinge beobachtet. Es ist ein merkwürdiges und sehr beachtenswerthes Zusammentreffen, daß in dem Orte Whitby an der englischen Nordseeküste am 12. Dezember am östlichen Himmel ebenfalls ein glänzender Sternschnuppenregen gesehen wurde. Die Meteore, die in verschiedenen Farben erschienen, sollen einen großen Glanz besessen und den Himmel derart erleuchtet haben, daß ihr Schein den des Vollmondes geradezu übertraf. Zur selben Zeit hätte sich ein donnerähnliches Geräusch vernehmen lassen. Wenn man diese Schilderung der enthuhiastischen Uebertreibung entkleidet, so ist dieselbe wahrscheinlich ebenfalls auf eine Beobachtung des neuen Sternschnuppenchwarmes im Orion zurückzuführen, da Zeit und Himmelsort damit übereinstimmen. —

Meteorologisches.

— In Preußen sollen in diesem Jahre sechs forstlich-meteorologische Beobachtungsstationen errichtet werden. Im Etat für 1898/99 sind hierfür 13 000 M. ausgeworfen. Auf den Stationen sollen behufs Erforschung der klimatischen Wirkungen des Waldes Beobachtungen der Temperatur und der Luftfeuchtigkeit im Bereiche eines größeren Laubwaldes angestellt werden. Ferner sollen sechs Regenstationen zur Beobachtung der atmosphärischen Niederschläge im Bereiche von sechs verschiedenen Waldflächen eingerichtet werden. — Auf der Schneekoppe wird eine meteorologische Station 1. Ordnung eingerichtet, wofür in den Etat des Kultusministeriums eine einmalige Forderung von 44 000 Mark eingestellt worden ist. Der Bauplatz wird seitens der Schaffgotsch'schen Verwaltung auf eine längere Reihe von Jahren überlassen werden. Die Höhe der Baukosten erklärt sich dadurch, daß alles Baumaterial und das erforderliche Wasser durch Menschen auf den Berg getragen werden muß. —

Technisches.

—ss— Der Mikrophonograph, eine neue Verbindung von Mikrophon und Phonograph, wird in der letzten Nummer der „Revue Générale des Sciences“ besprochen. Die interessante Erfindung wurde von F. Duffand in Genf gemacht und von den Franzosen Joubert und Verthon weiter ausgeführt. Die Bedeutung des neuen Apparates besteht darin, daßer die Möglichkeit bietet, Taubstummen Töne vernehmbar zu machen, indem diese die Töne von dem Phonographen ablesen. Dr. Sella hat bereits mit Erfolg mit einer Anzahl von taubstummen Personen Versuche gemacht; dieser Arzt spricht die Ueberzeugung aus, daß der neue Apparat ein wichtiges Hilfsmittel für die Taubstummen-erziehung bilden wird. Eine noch allgemeinere Aufnahme wird wohl eine Verbindung von Telephon und Kinematograph finden, welche, von denselben Erfindern hergestellt, die längst-erwartete Möglichkeit geben wird, bildliche Szenen mit allen dazugehörigen Geräuschen, gesprochenen oder anderen, wiederzugeben. Auf der Weltausstellung von 1900 soll von der Compagnie Générale Transatlantique ein solcher Apparat vorgeführt werden, der eine Reihe von Szenen aus dem Schiffsleben zur Anschauung bringen wird. —

Humoristisches.

— Diagnose. Zum alten Heim, dem berühmten Berliner Arzte, kam einmal ein Offizier, der über einen fürchterlichen Husten klagte. Der alte Heim sah sich seinen Mann an und sagte: „Ja, sehn Sie mal, es giebt zwei Arten von Husten. Der eine, der sogenannte Schafshusten, kommt vom — Saufen, der andere aus der Lunge. Aus der Lunge kommt Ihr Husten nicht.“ —

— Wörtlich genommen. Fremder: „Sie scheinen mir für den ganzen Tag Ihr bester Gast zu sein!“ — Wirth: „Ja, der Herr Pfarrer hat mir gesagt, ich müsse öfters bei mir Einkehr halten!“ —

— Der Proj. „Haben Sie nicht e Bahnsteigkarte erster Klaff?“ —

— Ein famoser Arzt. A.: „Was Sie nur gegen den Doktor haben! In seiner Behandlung habe ich in vier Wochen über zehn Pfund zugenommen!“ — B.: „Ich auch! Ich hatte aber eine Entfettungskur bei ihm durchgemacht.“ — („Lust. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

γ. In Raderhof bei Groß-Belle (Mecklenburg) wurde von einem Förster ein weißschwänziger Adler erlegt. Die Flügelweite des Vogels betrug zwei Meter, seine Körperlänge 0,78 Meter. —

— Königsberg, 19. Januar. Ein an eine hiesige Firma gerichteter Geldbrief mit 31 000 M. wurde einem Schwindler ausgehändigt. Der Mann ist mit dem Gelde entkommen. —

— Im Krematorium zu Heidelberg wurden im abgelaufenen Jahre 105 Personen bestattet, 69 Männer und 36 Frauen, davon waren 12 von Heidelberg, 93 von auswärts. Der Konfession nach waren es 77 Evangelische, 16 Römischkatholische, 5 Altkatholiken und 7 Israeliten. —

— In Großwardein (Ungarn) hat ein Schuhmacher seine Geliebte und dann sich selbst erschossen. Die Eltern des Mädchens wollten dieses zwingen, einen Anderen zu heirathen. —

— Unter den Trümmern des von einem Brande zerstörten Bahnhofes in Poteba wurde die verbrannte Leiche eines unbekanntenen Mannes aufgefunden. —

— Lepra auf der Insel Ziffa. Einem Bericht des obersten Sanitätsrathes in Wien zufolge sind auf der Insel Ziffa zwei Fälle von Lepre vorgekommen. Bisher sind in Oesterreich Leprefälle nur im Okkupations-Gebiete (Bosnien und Herzegowina) und an der dalmatinischen Küste beobachtet worden. Außerdem kommen in Dalmatien häufig Hautkrankheiten vor, die Aehnlichkeit mit dem Ausfalle haben und deren Ausrottung bisher nicht gelungen ist. —

— Bei Walf (Belgien) rannten zwei Güterzüge aufeinander. Vier Beamte wurden verwundet, achtzehn Wagen zerdrückt. —

— In Montescudajo (Toskana) spielten an einem der letzten Tage schon am Morgen die Musikbänder der umliegenden Ortschaften auf dem Marktplatz vor dem Rathhaus, ein Doktor hielt eine begeisterte Rede, Völler trachten u. s. w., u. s. w. Und weshalb all dieser Jubel? Es sollte ein neuer — Kirchhof eingeweiht werden! —

— Der junge Mann, der in der katholischen Kirche in Korju die Priester angegriffen hat, gilt für geistesgestört. —

— Bei Sinia (Armenien) entgleisten zwei Waggons des aus Buzarest kommenden Güterzuges. Zwei Personen wurden getödtet, drei verwundet. —